

Auch wenn man es mir nicht ansehen mag: Das Fasten ist mir immer leichtgefallen. Nicht dass es ein Vergnügen für mich wäre; so weit würde ich nicht gehen. Aber der einmal gefasste Vorsatz muss gar kein besonders fester Entschluss sein, um ihn um- und durchzusetzen. Als gälte Oscar Wildes berühmtes Diktum „I can resist anything but temptation“ für mich gar nicht, habe ich den Eindruck gewonnen, die Versuchung habe sich recht wenig um mich bemüht.

Das Fasten habe ich immer leichthin betrieben, ohne tieferen Ernst; eher wie ein Spiel, eine Wette mit mir selbst. Umso erstaunlicher ist es, dass ich kaum faste – außer eben zur Fastenzeit. Der Anstoß muss also doch von außen kommen – und sei es von einer krisengeschüttelten Institution wie der Katholischen Kirche; das innere Bedürfnis allein reicht doch nicht dazu aus, einem den Verzicht zu versüßen.

Unausgesprochene Anstöße zum Fasten sind eine gewisse Eitelkeit das eigene Aussehen betreffend (also schon wieder eine Äußerlichkeit) und die zumindest halb eingestandene Angst vor Erkrankung oder gar dauerhafter Krankheit. So rückt unversehens anstelle der Entsagung die Entschlackung in den Blick, statt einer Bußübung betreiben wir ein künstlich forciertes Hungern aus Dünkel.

Als genügte es, nur einmal im Jahr die „seat belts“ zu „fasten“ – die Sicherheitsgurte festzuzurren – und schon flöge die Seele in den Himmel! Das erinnert nicht von ungefähr an die einesteils vertrackte und dann wieder erschreckend simpel gestrickte Logik des Ablasshandels, wonach sobald die Münze im Beutel klingt, die Seele in den Himmel springt. Diese egomane Dialektik geht einen Faustischen Pakt ein, diesmal zur Abwechslung nicht mit dem Teufel, sondern mit dem Lieben Gott.

Der Wunsch nach Läuterung und Loslösung von der Erdschwere des Materiellen, der Trägheit alles Körperverhafteten, läuft er darauf hinaus, den Leib zu kasteien, um die Seele zu veredeln? Die Wüste des Nichtgenusses ist längst als Überlebenscamp für abgestumpfte, verweichlichte City Slickers diskreditiert, die Abkehr

von der vielfältigen Völlerei des Alltags ist nichts weiter als ein etwas anderer Urlaub mit dem unverhohlenen Zweck der Selbst(er)findung?

Doch wovon nährt sich die Seele? Wer füttert den Geist, der vor Fastfood – sollte man das nicht als „Beinah-Essen“ übersetzen? – zu bersten droht? Kann es also sein, dass das Wort gar nicht zu Brot geworden ist, sondern zu einem Stein, in den Gebote gemeißelt sind, die sich heutzutage kaum einer mehr zu Herzen nimmt?

Wurde tatsächlich nur für eine ferne – für viele fragwürdige – Ewigkeit vorgesorgt und nicht für den Tag, seine banalen Nöte und unaufschiebbaren Forderungen? So ist allenthalben die Rede von Autofasten, Fernsehfasten, Internetfasten. Werden, indem man dem Alltag etwas von seiner Alltäglichkeit nimmt, die Sinne für das Wesentliche geschärft? Der Verzicht auf das Liebste fällt am schwersten: Sollen somit die Liebenden aufeinander verzichten, der Priester auf seine Kirche, die Gläubigen auf Gott? Absurd, hoffentlich.

Gefangen in Zwängen und Geschäftsgängen sehnen wir uns nach sofortiger Erlösung per Automatismus, nach uns zustehender Instantseligkeit. Daher ist eines schwer zu begreifen: Das Fasten meint nicht den Leib, sondern den Geist und noch vielmehr die Seele. Es öffnet den Blick in die eigenen Abgründe, mittels erhöhter Traamtätigkeit, bis zum hoffentlich erlösenden Morgen. Das englische „breakfast“ für Frühstück leitet sich ja von „Das Fasten brechen“ her.

Ist das Fasten so etwas wie ein Alptraum aus den 40 Nächten, der uns die 40 Tage verdüstert? Ist die christliche Fastenzeit somit das Gegenstück zum islamischen Ramadan, wo das Fasten von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang dauert? Eine Übung im kundigen Umgang mit den eigenen Schatten?

Ist denn das Böse das Gegebene, ist immer nur das Andere gut? Zwischen Leibfeindlichkeit und Leibbesessenheit – man erinnere sich nur an die aus dem Credo eliminierte „Auferstehung des

Fleisches“ und den Grundsatz der „leiblichen Gegenwart“ Christi in der Wandlung – scheint nicht Besinnung, sondern Besinnungslosigkeit einzutreten, vielleicht sogar angestrebt zu werden: Die Welt mit all ihren Widrigkeiten ausblenden, den Blick abwenden, von all dem Unfassbaren, von dem man meint, es sei ohnehin gottgewollt und unabänderlich.

Auf recht angenehme Art und Weise kann man sich aus der Pflicht zum Eingreifen oder wenigstens Aufzeigen nehmen, indem man bereits im Voraus Buße tut, um sich das Handeln zu ersparen. Wessen Einflüsterungen gehorchen wir denn – wohl denen der eigenen Geistes- und Herzensträgheit. Wie bequem kann man gemeinsam mit dem Verlockenden auch gleich auf etliches Unangenehme verzichten. Und sein Gewissen beruhigen, indem man auf die Geißelspuren auf dem Rücken verweist, als würden sie einen von der Pflicht zum Empören entbinden.

Text von Fabjan Hafner im Rahmen der Dialog-Predigt am 1. Fastensonntag, 13. März 2011, Dom zu Klagenfurt.